
Kritik am Individualisierungswahn

Rezension von: Manfred Prisching, *Das Selbst. Die Maske. Der Bluff. Über die Inszenierung der eigenen Person*, Molden Verlag, Wien 2009, 224 Seiten, gebunden, € 19,95.

I.

Das Glaubensbekenntnis unseres Zeitalters ist das „Credo des euphorischen Individualismus“, das die Bindungslosigkeit und Bindungsunfähigkeit narzisstischer Individuen als Flexibilität verkauft und die Entfernung von Familien, Freunden und Nachbarschaften als Sieg der Mobilität feiert. Es ist eine Gesellschaft, in der der Konsum von Waren als Identitätsmerkmal herhalten muss und die Arbeit als Projekt vergeben wird, eine Gesellschaft, die als „Erlebnisgesellschaft“ beschrieben wurde, in der Großereignisse und Massenveranstaltungen Ersatz für das individuelle Erleben wurden.

Manfred Prisching erklärt die Botschaft von der umfassenden Individualisierung, wie sie von allen Seiten verkündet wird, für „übertrieben“ und verweist – ein echter Spielverderber – auf die Schattenseite: In der Forschung wird die Besonderheit der Individuen nämlich schon lange reduziert auf ihre Zugehörigkeit zu einem Typus und zu einem Milieu, das sehr differenziert nach Vermarktungsmöglichkeiten analysiert und beschrieben wird. „Die Gegenwartsgesellschaft schafft es hervorragend, den Menschen trotz aller Individualisierungsbegeisterung die gängigen Verhaltensmuster so einzublauen, dass sie norm- und marktgerechtes Verhalten geradezu als

Ausdruck ihrer Einmaligkeit und Spontaneität verstehen“. In einer Massengesellschaft, deren Funktionieren die Berechenbarkeit jedes Einzelnen voraussetzt, ist dies zweifellos die wahre Kunst, die Menschen „auf der Spur zu halten und ihnen die integrationsnotwendige Anpassung in einer solchen Form als Selbstentfaltung ihrer Individualität zu verkaufen“.

Das Ich, das für so individuell gehalten wird, bedarf in Wirklichkeit der Ich-Berater, der Psychologen und Betreuer, um die Kanten und Ecken abzuschleifen und die Maske zu perfektionieren, bis sie die „marktgängige Identität“ erreicht, die dann für die eigene Persönlichkeit gehalten wird und die erst den Bluff ermöglicht, von dem Prisching in diesem anspielungs- und materialreichen, anregenden Buch berichtet: Schönheitswahn, Jugendwahn, permanente Verfügbarkeit im Beruf, Entprivatisierung des Geschäftlichen und Vergeschäftlichung des privaten Alltags. Prisching beschreibt den „flexiblen Menschen“, der nach Richard Sennett gar keine sinnvolle Identität mehr entwickeln kann, sondern nur noch vorspielen. Denn die Identität, die da vorgespiegelt wird, ist eine falsche, eine vom Markt gelieferte, das ist die Erkenntnis, die das Buch vermittelt.

Sind es also tatsächlich narzisstische Ich-Monster, die es „für selbstverständlich halten, dass sie zu allem berechtigt sind, dass die Optionen dieser Welt für sie da sind, dass sie selbstständige, authentische und unverwechselbare Individuen sind, und dass die Umwelt ihre Außerordentlichkeit anerkennt, und honoriert“? Das scheint nun wieder bei Prisching eine Übertreibung, denn die abgründige Überzeugung, dass die Umwelt einem etwas schuldet, ist noch immer das exklusive Sozialisationskriterium der ge-

sellschaftlichen Eliten, das sich freilich mit Brüchen auch in privilegierten Mittelschichten ausbreitet.

Die an ihrer Identität arbeiten, bis die Maske so aussieht, wie sie sich selbst gern sähen, erlangen ihre Persönlichkeit nicht mehr durch Identifizierung mit einer Profession, einem Stand oder einem Standort, sondern durch die Kunst des Bluffs. Der „Generation Praktikum“ ist die normale Ich-Werdung verwehrt, die aus der Arbeit in einer Umgebung der Anerkennung der Leistung und der Person erwächst: Projekte ersetzen die Normalarbeit, das Geschäftsrisiko, das die einzige gesellschaftliche Rechtfertigung für die Gewinne der Unternehmer darstellt, wird nach unten verlagert auf die Schultern der abhängig Beschäftigten, die nicht mehr auf unbefristete Festanstellungen rechnen können, sondern von einem zum nächsten Projekt auf das Prinzip Hoffnung setzen müssen, dabei aber ihre Laune nicht verlieren dürfen, weil sie sonst als „unflexibel“ und „immobil“ gelten würden. Es ist eine neue Ökonomie, in der das Private permanent in das Geschäftliche hineinreicht, die Grenzen dauerhaft verwischt werden. Denn auch im Privaten wird das permanente Spontansein erwartet, und es herrscht eine ausgeprägte Angst vor Enttäuschung und Langeweile. Eine Spaßgesellschaft, in der die Anstrengung darauf verlegt wird, unangestrengt zu wirken.

II.

„Wer sich im Alter von 16 Jahren nicht mit der ‚Wer bin ich?‘-Frage auseinandersetzt, mit dem stimmt etwas nicht“, schreibt Prisching und fügt hinzu: „Vor hundert Jahren hätte man denjenigen, der diese Frage stellt, in die Kategorie psychisch Verdächtigter eingereiht.“

Die Frage selbst ist freilich viel älter, auch wenn sie niemals einen so breiten Raum eingenommen hat wie heute. Man findet sie beim Kaisersohn Marc Aurel, der sich in seinen „Selbstbetrachtungen“ die Frage nach seiner „Identität“ stellt, ebenso wie bei Goethe, der sie exemplarisch in seinem Werther abgehandelt hatte: eine Figur, die an ihrer Identität, an ihrer Klassengrenze scheitert. Goethe war es auch, der später formulierte, dass diese Suche nach dem Ich eine Erfindung böser Mächte sei.

Es gibt ein bestimmtes Alter, in dem der Übergang vom Kind zum Erwachsenen stattfindet, eine Phase der Krise, die erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts als eigene Lebensphase der Jugend anerkannt wurde. Es ist eine Phase, in der ein Spielraum für Experimente eröffnet wird, ein Moratorium, das insbesondere der studentischen Jugend gewährt wird, die Zeit zur Orientierung in einer sich immer neu ordnenden Welt benötigt. Die Antworten und die Arbeit der Orientierungssuche sind auch heute nicht einfach. Für die einen lautet die Antwort immer noch: Man ist, was man macht, und für die anderen lautet sie: Man ist das, wofür man gehalten wird oder gar gehalten werden will.

Da aber niemandem von der heutigen Generation Praktikum mehr ein klarer Berufsweg eröffnet wird, dominiert die zweite Wahl bei der Identitätsfindung.

III.

Das Unbehagen der Elterngeneration an Freiheitsmangel wurde abgelöst vom Unbehagen an scheinbarem und wirklichem Freiheitsüberschuss. Die Identitätsstiftung „scheint“ geglückt, wenn man eine angenehme Resonanz

im Innern verspürt. Ein gutes Leben ist ein ereignisreiches Leben, der Tag ist geglückt, wenn man etwas erlebt hat, und sich cool findet, alles wird gut, wenn du auf dich selbst hörst, auf dein Inneres, auf Herz oder spirit. Dann werden ungeahnte Kräfte wach und alles wird möglich“.

An manchen Stellen des Buches hat man den Eindruck, dass Prisching eher das Evangelium der Werbeindustrie beschreibt als die Realität: Ist der Alltag der zukunftslosen Jugend nicht viel trister – was sollen sie erkämpfen? Erschlagen sie mit Konsum und passiv erlebten „Ereignissen“ nicht alle sich regenden eigenständigen Wünsche und Ansprüche an das Leben?

Man weiß nicht immer ganz genau, wo beginnt die Analyse, wo haben wir noch Ironie? Doch das ist nur ein Schillern an manchen Textstellen, der Text ist eine eindeutige Absage an diese Scheinwelt des Individualismus.

Ist die Aufgabe nicht dieselbe geblieben, die sie immer war? Die Aufgabe der Selbstfindung hat sich verlängert, der Jugendwahn hat sie perpetuiert und lässt manche in permanenter Unbestimmtheit über sich selbst und ihre Rolle in der Gesellschaft: Sie wird für manche zur „andauernden Arbeit an einem Bild, wer wir sein wollen“. Es gibt einen „Supermarkt der weltanschaulichen Accessoires“, aus dem sie sich bei der Suche nach ihrem „Selbst“ bedienen können – von Hildegard von Bingen bis zum Buddhismus gibt es „Etiketten“, vom Fan für bestimmte Musikstile oder Musikgruppen bis zum Anhänger einer bestimmten Fußballmannschaft, vom „Bekenntnis“ zu einer bestimmten Schuhsorte oder einer bestimmten Bekleidungsmarke, die wie Weltanschauungen fungieren.

Prisching spricht mit Hitzler, Beck und anderen Soziologen der „reflexi-

ven Moderne“ und der „Postmoderne“ von einem „do it yourself-Selbst“ und einer „Bastelidentität“ oder einer „Patchwork-Identität“, die aus allen möglichen Bestandteilen kopiert wird und von hoher Toleranz gegenüber inneren Widersprüchen, Ambivalenzen und Inkonsistenzen gekennzeichnet sei. Demgegenüber stellt er die klassische „Persönlichkeit“, die auf Ganzheit, Kohärenz und Konsistenz beruht habe. Der Unterschied ist vielleicht der Grad der Verbindlichkeit – eine „Persönlichkeit“ bleibt sich treu, ein postmoderner Jugendlicher hält sich alle Optionen offen, legt sich nicht fest: „Meine Generation leidet an der Vielleicht-Krankheit. Lebensplan? Nein. Karriere? Nein. Ich mache Jobs, aber vor allem mache ich, was mir wichtig ist“, zitiert er einen Jugendlichen.

Das wird, so Prisching treffend, mit „den üblichen Flexibilisierungs- und Mobilitätseuphemismen geadelt“: Gehört es nicht zu den Selbstverständlichkeiten, den Arbeitsplatz zu wechseln ebenso wie den Wohnort und den Partner oder die Partnerin? Gilt heute nicht der Ortsfeste als „Sitzenbleiber ohne Elan“, als psychisch defekt? Auch wenn die meisten genau das wünschen, dürfen sie es doch nicht zugeben – die Bastelarbeit erweist sich als Propaganda, der leider auch Soziologen wie Beck den Nimbus der Zeitgemäßheit verliehen haben. Prisching bleibt jedoch hier nicht an der Oberfläche und erklärt die Hintergründe.

Ein Bestandteil dieser Spirale des Scheins im Sein geht zweifellos auf die Versäumnisse der vorherigen Generation zurück, die nicht in der Lage war, die Kinder an die Gesellschaft heranzuführen, die sie stattdessen als „Partner“ behandelte und damit völlig überforderte („die „Überforderungsgesellschaft“) und ihnen zugleich aus

einem falsch verstandenen pädagogischen Eros zu einem Selbstbewusstsein ohne Leistung verhelfen zu müssen meinten, sie damit aber hinderten, sich aufgrund von wirklichen Leistungen eine Identität zu verschaffen.

Der zweite Bestandteil dieser Spirale des Scheins geht auf die Bereitschaft der Geschäftswelt und der Unternehmen zurück, das Modell der Spontaneität, das ursprünglich gegen die militaristische Ordnung in Institutionen und Familien revoltierte, nun eben dieser Geschäftswelt zunutze zu machen und als Projektmanagement zu integrieren.

Deshalb ist es ein Sakrileg, diesen Bluff aufzudecken, und man eckt womöglich gleich an zwei Seiten an – an der Seite einer falsch verstandenen Pädagogik und an der Seite der postmodernen Personalmanager. Ein Spielverderber, der es wagt, die große Unverbindlichkeit für einseitig zu erklären, ein Nörgler und Banause, der von den Institutionen Verpflichtungen zu verlangen wagt.

IV.

Man ahnt schon, dass man sich in einer Gesellschaft befindet, die nicht so sehr von Armut geplagt wird (auch wenn die Armut wieder zunimmt), sondern von den typischen Gebrechen reicher Gesellschaften, in denen tatsächlich alles zuhanden ist, wenn man nur das Geld dazu hat, in denen das Üppige neben dem Elend besteht, die Euphorie neben der Depression, und in denen es umso schwieriger ist, zu begreifen, welche Bedeutung ökonomische Fragen in der Gesellschaft haben.

„Vor gar nicht langer Zeit löste der Begriff ‚Luxus‘ negative Assoziationen aus, das ist nicht mehr der Fall“, schreibt Prisching. Hatte nicht die BILD-Zeitung

nach der Eroberung des Irak durch die amerikanischen Truppen noch die goldenen Armaturen in der Villa des Saddam Hussein als typische Zeichen von diktatorischer Ausschweifung ge- geiselt? Das würde heute kaum noch verstanden: Gold war lange verpönt, heute findet man wieder Goldknäufe an den Türen und goldene Treppengeländer und gelegentlich sogar goldene Armaturen in den Häusern der Mittelschichten. Und die Wirtschaftseliten und die Finanzaristokratie statuen ihre Schlösser, Villen und Penthäuser mit üppigsten Materialien aus und feiern Feste, deren Inszenierungen denen der höfischen Aristokratie in nichts nachstehen. Die neue Sachlichkeit ist abgelöst von einem postmodernen neobarocken Lebensgefühl, Sein und Schein verschmelzen im Theater der politischen und ökonomischen Kultur. Denn während die Fabriken des Primärsektors vielfach in die Peripherie abwandern, bevölkern die oberen und die Mittelschichten mit ihrer an Konsum und Äußerlichkeiten orientierten Angestelltenkultur die Metropolenregionen. Hier dominieren die Lobbyisten und Strippenzieher, die Finanzdienstleister und Psychologen, die Werbeanalysten, Designer, Rechtsanwälte und Steuerberater, die Ingenieure und Techniker mit ihren Speziallabors und Dienstleistungen die urbane Szene.

Ist das Leben ein Spiel, in dem wir Theater spielen, uns inszenieren müssen, in dem es keine offen angeschlagenen Regeln gibt, sondern alle innovativ sein müssen, um aufzufallen und dennoch nicht abzuweichen? Konform sein, ohne uniform zu sein, das ist das klassische Weltgefühl des Barock, wie es dasjenige unseres postmodernen Neobarock ist. Die Welt des schönen Scheins mit Maske und Improvisation muss zerbrechen, wie die Welt des

Barock untergegangen ist, sobald das Vertrauen in die Stabilität dieser Welt verschwindet und niemand der Finanzaristokratie mehr Kredit gewährt.

Das Buch lässt sich als Pamphlet im Stile eines barocken Predigers wie Abraham a Sancta Clara lesen oder ebenso gut als eine kritische Bestandsaufnahme der soziologischen Literatur zu dem Thema. Man sieht die Entwicklung eines ganzen Weltbildes aus einer ökonomisch-kulturell beschreibbaren historischen Lage, aber was das Buch nicht liefert, ist eine größere historische Einordnung und eine exaktere ökonomische Zuordnung, also eine Prozessbeobachtung der längeren Dauer. Insofern beruht das Buch auf einer rein ideengeschichtlichen Konzeption, die von „der Renaissance“, „der Aufklärung“ oder von „der Studentenbewegung“ spricht, ohne die ökonomische Basis der jeweiligen Gesellschaften zu erfassen. Es wird auch hier nicht recht abgegrenzt, und man könnte den Eindruck gewinnen, als ob diese historischen „Schübe“ allumfassend gewesen wären und nicht vielleicht nur eine

ganz kleine formulierungskräftige Klasse in einem ganz eng geographisch und zeitlich umgrenzten historischen Raum betreffen würde – schon in Griechenland oder in den USA gab es keine Staatsbildung und keine Renaissance wie in Kerneuropa, in England hatte die Aufklärung niemals den polarisierenden Effekt, den sie in Frankreich hatte, und in der DDR gab es keine „allgemeine Studentenbewegung“. Auch die Bezeichnung „Studentenbewegung“ beschreibt ja die Begrenzung der Ereignisse auf eine bestimmte Schicht.

Jeder Stand hat seine Plage, wie Goethe schrieb, und Verallgemeinerungen sind von daher zu unpräzise: Es gibt nicht „die Me-Generation“, ebensowenig wie es die „Generation Golf“ oder all die anderen Erfindungen von Journalisten oder öffentlichkeitsgeilen Soziologen gibt. Aber das kann nicht die Vorzüge dieses Buches überdecken, die in der kritischen Darstellung eines wichtigen aktuellen Themas, seinem Materialreichtum und seiner Lesbarkeit liegen.

Reinhard Blomert